

GRÜNE MITTE ESSEN

RÄUME, RESSOURCEN, VERFLECHTUNGEN



GRÜNE MITTE ESSEN

RÄUME, RESSOURCEN, VERFLECHTUNGEN



2

5

SEGEROTHSTRASSE

4

7



- 1 GELANDE DER GM MIT WOHNUNGSNEUBAU, WASSERBECKEN UND SPIELPLATZ
- 2 CAMPUS DER UNIVERSITÄT DUISBURG-ESSEN
- 3 RWE CAMPUS
- 4 FUNKE MEDIENGRUPPE
- 5 RADSCHNELLWEG RS1
- 6 ALTER BAHNDAMM
- 7 KRUPP GELÄNDE UND KRUPP PARK

GRÜNE MITTE

ESSEN



Diese Broschüre ist ein Ergebnis der interdisziplinären Arbeitsgemeinschaft „Glokale Verflechtungen im Ruhrgebiet“ der Global Young Faculty VII, finanziert durch das Mercator Research Center Ruhr 2021–2023. Zur Grünen Mitte im Kontext der Globalisierung haben gearbeitet: Eva Weiler, Leon Gabriel, Michael Kolocek und Nils Bennemann.

Grüne Mitte Essen	7
Probleme mit der Skalierung: Wie zeigen sich glokale Verflechtungen?	10
Das Wort der Stunde	14
Räume	
Wem gehört die Stadt?	18
Von Grau zu Grün. Universitätsviertel	20
RS1, die grüne Verbindungslinie	22
Ungeplanter Zuzug und geteilter Reichtum. Das Ökosystem Grüne Mitte	23
Ressourcen	
Von grün zu grau. Das Arbeiterviertel	26
Wem gehört die Stadt? Wasser, Wald, Villen	28
Namen, verflochten	32
Verflechtungen	
Die Deutsche Kolonialgesellschaft	33
Die Antisklaverei-Lotterie als Trick	35
Die Deutsche Kolonialgesellschaft in Essen und die Krupps	36
Die Sigi-Pflanzung: Kakao aus Tansania	37
Die ‚Schwarze Schmach‘ und die antikoniale Arbeiterschaft	38
Koloniale Straßennamen und andere Erinnerungsorte	39
Von Hambach bis Peru	40
Vorstellungswelten	41

GRÜNE MITTE ESSEN

KEINE ANDERE MENSCHLICHE LEBENSFORM IST SO ‚GLOBAL‘,
SO STARK MIT ANDEREN ORTEN, IHREN MENSCHEN UND IHREN
RESSOURCEN VERBUNDEN WIE DIE STADT. UND ZUGLEICH IST
KAUM ETWAS SO ‚LOKAL‘, HAT SO SEHR SEIN EIGENLEBEN WIE SIE.

Städte sind Knotenpunkte wirtschaftlichen, sozialen und politischen Lebens, und als solche verändern sie sich permanent: Häuser werden gebaut und abgerissen, Bäume werden gepflanzt und wieder gefällt. Menschen kommen hinzu, bleiben oder ziehen weiter, kehren zurück oder kommen zu Besuch.

Jede Stadt hat ihre ganz eigenen Voraussetzungen, die mit darüber entscheiden, wie lokale und globale Entwicklungen vor Ort wirksam werden: Die geographische Lage, die vorhandenen Ressourcen, die historisch gewachsenen sozialen und politischen Verhältnisse. Häuser werden in einer bestimmten Lage aus bestimmten Materialien, von bestimmten Menschen und für bestimmte Menschen gebaut. Sie sind groß oder klein, stehen weit auseinander oder eng zusammen, werden von Höfen verbunden oder durch Zäune getrennt, werden von Gemeinschaften oder von einzelnen bewohnt, geplant und gebaut. Wenn wir uns das Leben an einem Ort zu unterschiedlichen Zeiten anschauen, sehen wir jedoch nicht nur physische und geographische Räume. Wir sehen auch ‚Bedeutungsräume‘: In der Art, wie eine Stadt gebaut ist, wie in ihr gelebt wird, manifestieren sich Vorstellungen davon, welche Bedeutung bestimmten Dingen, Menschen oder Verhältnissen zukommen soll. Diese Vorstellungen formen eine Stadt ebenso wie technische und politische Entwicklungen und die Gegebenheiten der Landschaft: Ohne die Kohle im Boden und die Technik zum Abbau kein Bergbau. Ohne die Vorstellungen von Wohlstand und Fortschritt kein Wandel einer Agrar- zur Industriegesellschaft.

Wir wollen uns in diesem Büchlein die lokalen und globalen Prägungen und Verflechtungen eines ganz konkreten Ortes anschauen: Auf einer 13 Hektar großen Brache, die seit dem Ende des zweiten Weltkriegs un bebaut geblieben war, ist zwischen 2010 und 2015 die Grüne Mitte Essen entstanden. Mit ihrer recht großen Grünfläche, zwei großen Wasserbecken, Wohnungsneubau und einigen Gewerbeflächen wird die Grüne Mitte Essen als „hochwertiges, lebendiges, grünes und urbanes Viertel zum Wohnen, Arbeiten und Erholen“ beworben. Damit



gehört sie zur großen Transformation des Ruhrgebiets: Vom ehemaligen Kohle-, Arbeiter- und Industriegebiet soll es sich zum grünen Technologie- und Forschungsstandort wandeln.

Mit diesem Plan ist das Ruhrgebiet nicht allein. Viele ehemalige Zentren der Industrialisierung kämpfen heute darum, sich in dieser oder ähnlicher Weise zu transformieren – von der Lausitz über Manchester bis nach Detroit. Sie alle sind von einer globalen Entwicklung betroffen und konkurrieren nun um die beste Strategie, Arbeitsplätze, Ressourcen und Kapital zu erhalten oder neu zu schaffen. Sie alle wollen weiterhin globale Knotenpunkte sein. Aber welche Entwicklungslinien laufen nicht irgendwo auf der Welt, sondern hier in der Grünen Mitte Essen zusammen? Welche Zukunftsvorstellung zeigt sich hier? Und welche Rolle spielt dabei die Geschichte des Ortes?

Auf den nächsten Seiten werden wir uns auf eine kleine Entdeckungstour zu unterschiedlichen Orten und in unterschiedliche Zeiten begeben und einzelne Entwicklungen und Ereignisse nachzeichnen.



*Luftaufnahme
Grüne Mitte*

Auf unseren Streifzügen wird das 19. Jahrhundert im Fokus stehen, die Zeit der großen industriellen Transformation. Unser Fokus richtet sich auch auf die Namen der Industriellen, die mit den damaligen massiven Veränderungen verbunden werden. Viele andere bleiben damit ungenannt. Die bekannten Namen sollen allerdings nicht primär für die Geschichte konkreter Personen stehen, sondern für ein bestimmtes Denken und Handeln, das lokale und globale Entwicklungen bis heute formt.

Bevor wir uns nun ab Seite 20 in die Einzelheiten stürzen, wollen wir noch einmal genauer nachfragen – was heißt es eigentlich, sich im ‚Glokalen‘ zu bewegen? (Seiten 10-12) Und wie verändern globale und lokale Entwicklungen die Bedeutung von (Stadt)Räumen und Ressourcen zu unterschiedlichen Zeiten? (Seiten 15-17)

EW

PROBLEME MIT DER SKALIERUNG: WIE ZEIGEN SICH GLOKALE VERFLECHTUNGEN?

Wenn wir vor dem Computer oder einfach am Smartphone Straßenkarten anschauen, so kennen wir alle die Möglichkeit, beliebig rein- und rauszuzoomen: von der Ansicht eines Stadtteiles verkleinern wir das Blickfeld bis wir auf unser Haus schauen. Oder wir zoomen immer weiter raus, bis wir die ganze Stadt, irgendwann die Region, das Land, den Kontinent und schließlich die ganze Weltkugel sehen. Das ist in vielen Fällen sinnvoll und hilfreich, aber es hat einen gewaltigen Nachteil: Diese Ansicht wirkt, als könnten wir uns jedem Ort gleichermaßen in derselben Weise annähern, als sei der ganze Globus nicht nur vollständig erschlossen, sondern auch vollkommen anschaulich. Es wirkt, als sei das globale Ganze an jedem lokalen Punkt allgegenwärtig und eben jede Lokalität von diesem Ganzen bestimmt.

Das Beispiel führt ein Problem vor Augen: Wie lassen sich geteilte Zusammenhänge in einer globalisierten Welt verstehen, ohne anzunehmen, dass sich alles Besondere im Allgemeinen spiegelt? Dass, das, was an einem Ort gut funktioniert, auch andernorts klappt? Oder dass das, was wir hier als Problem erkennen, überall denselben Effekt erzeugt? In der Wissenschaft nutzt man dafür das Kofferwort ‚glokal‘, das die Verbindung von globalen und lokalen Entwicklungen beschreibt. Die Verbindungen von weltweiten Gegebenheiten mit den konkreten Bedingungen lassen sich nämlich vor Ort jeweils spezifisch durch viele verschiedene, kleine wie große ‚Knotenpunkte‘ untersuchen. Das heißt aber nicht, dass das Globale das Allgemeine oder Normale sei, das Lokale hingegen das Besondere und der Ausnahmefall. Zunächst einmal soll der Ausdruck ‚glokal‘ nichts anderes fassen, als dass das Globale und das Lokale aufs Engste verbunden sind. Das Globale ist nicht denkbar ohne die vielen lokalen Orte und Gegebenheiten, die erst dasjenige stützen, was wir als weltweit Geteiltes verstehen: Die Industrialisierung war ein wesentlicher Prozess hin zu dem, was wir heute als eine globalisierte Welt auffassen – aber sie hat hier im Ruhrgebiet in einer ganz einzigartigen Weise stattgefunden, ja sogar in jeder Stadt (etwas) anders.

Wenn wir von ‚Globalisierung‘ sprechen, so wird unter diesem Prozess das Zusammenwachsen, die stärkere Abhängigkeit von Staaten miteinander und die Vereinheitlichung von Produkten, Märkten und Kultur bezeichnet. Doch dies wäre nie möglich, gäbe es nicht lauter lokale Stützen, die je in sehr spezifischer, unterschiedlicher Weise dazu führen, dass wir heute weltweit in

viel stärkerer Abhängigkeit voneinander leben als noch vor einigen Jahrhunderten.

Wenn wir auf unterschiedliche Orte nicht nur von oben mit derselben Sicht schauen, so merken wir, dass sich die meisten vergangenen oder aktuellen weltweiten Problemstellungen vor Ort immer auf ihre eigenwillige Weise zeigen. Denn selbstverständlich war und ist die ganze Welt beispielsweise vom Zeitalter der industriellen Förderung von Ressourcen (der sogenannte ‚Extraktivismus‘), der Epoche des europäischen Kolonialismus und dem menschengemachten Klimawandel betroffen. Aber das Ausmaß von deren Wirkungen erfahren wir sehr unterschiedlich.

In vielen Diskussionen, die sich heute kritisch mit den Effekten der Globalisierung beschäftigen, wird deshalb gefordert, ‚das Globale‘ nicht einfach ohne Widerspruch zu behaupten, sondern vielmehr politisch zu durchleuchten. So geht es darum, geteilte Problemlagen aus vielen unterschiedlichen Perspektiven zu diskutieren und dabei jeweils die unterschiedlichen Standpunkte mitzubedenken: Ein*e Angestellte*r eines Elektroautokonzerns wird sehr anders über die verbauten Akkus denken als Menschen, die in der Nähe einer Coltan-Mine von Umweltverschmutzung bedroht sind – und ein*e Arbeiter*in auf einer Ölbohrinsel wohl nochmal anders.

Wenn wir über globale Fragen und lokale Kontexte nachdenken, dann zeigt sich auch, dass vieles, was uns heute als akute Problemlagen begegnet, damit zu tun hat, dass Entwicklungen, die zunächst hilfreich und sinnvoll erscheinen, sich als schwierig erweisen, wenn sie auf immer größere Bereiche hin erweitert werden: Individueller Personenverkehr ergibt für viele einzelne Menschen durchaus jeweils Sinn – doch zusammengenommen erzeugt er ein großes Problem, das sich nicht überall gleichermaßen, sondern an manchen Orten durch Staus und an anderen durch das Abschmelzen von Gletschern zeigt.

Als ‚Verflechtungen‘ lassen sich Zusammenhänge verstehen, die sich gegenseitig beeinflussen. Ein besonders sprechendes Bild dafür sind Pilze: Die amerikanische Anthropologin Anna Tsing hat Matsutake-Pilze untersucht, weil diese – wie alle Pilze – untereinander verflochten sind. Sie sind aber zugleich ein gutes Beispiel für weitere, über sie hinausgehende ‚Verflechtungen‘. Denn sie

gedeihen auf den sauren Böden der Kiefernwälder, die durch Forstwirtschaft als Monokulturen entstanden sind. Ihr Wachstum wird durch den menschengemachten Klimawandel begünstigt. Und sie sind besonders teuer und gefragt auf dem weltweiten Feinschmecker-Markt, weshalb viele Menschen davon leben, nach ihnen zu suchen und deshalb kleine Siedlungen in der Nähe der Wälder entstanden sind. So hängen die Pilze mit globalen Aspekten wie dem Klimawandel zusammen, sind aber vor Ort spezifisch und haben eine gewissermaßen ganze eigene menschliche Kultur ‚um sich herum geprägt‘. Ähnliche Beispiele finden wir im Ruhrgebiet überall – angefangen bei der Lebensweise, die sich um Kohle und Stahl als Antriebsmotoren der Industrialisierung gebildet haben. Ein Teil dessen sind etwa die Kioske und Büdchen der Region (siehe die zweite Broschüre der Arbeitsgruppe ‚Glokale Verflechtungen‘). Um auf solche Eigenarten, vor allem aber auf solche globalen Verflechtungen aufmerksam zu werden, lohnt es, die eigene Wahrnehmung erst einmal auf vermeintlich unscheinbare Details zu richten, wie einen Kormoran, der immer wieder die Grüne Mitte aufsucht, um nach Fischen im Teich zu jagen. Allerdings lassen sich auch nicht alle konkreten Gegebenheiten eines Ortes als direkte Indizien für größere Zusammenhänge lesen. Und manche global-historischen Hintergründe können von manchen Orten gänzlich verdeckt werden. Der deutsche Kolonialismus sowie das, was ihm voraus- sowie nachging, zeigen sich scheinbar gar nicht in der Grünen Mitte. Doch ist dieser oftmals übersehene Aspekt deutscher Geschichte und Gegenwart ebenso mit diesem Gebiet und der Stadt Essen verwoben – wenn auch manchmal erst auf den zweiten Blick. Denn das Ruhrgebiet ist eine Region, an der sich vielfach ‚Erinnerungsorte‘ finden oder aufzeigen lassen. Dies sind symbolisch aufgeladene Orte, die eine Bedeutung für das gemeinsame, oftmals unausgesprochene Gedächtnis und Selbstverständnis einer Gruppe oder gar eines ganzen Staates haben. Solche Erinnerungsorte können materieller wie immaterieller Art sein – von Gebäuden und Denkmälern über Begrifflichkeiten und Bezeichnungen bis hin zu literarischen und künstlerischen Werken. So ist sicherlich das Essener Krupp-Denkmal ein Erinnerungsort, aber auch das für das Ruhrgebiet, das Erzgebirge, den Harz und das Saarland so berühmte ‚Steigerlied‘.

LG





DAS WORT DER STUNDE

*„Innovation ist das Wort der Stunde
und muss sich im Stadtbild
entfalten können.“*

Mit diesem Satz wirbt die Stadt Essen für ihre neu gebauten oder noch im Bau befindlichen Quartiere, zu dem auch die Grüne Mitte Essen gehört.

In der Grünen Mitte Essen soll sich also ein Wort entfalten. Anders ausgedrückt: Die Grüne Mitte Essen trägt Bedeutung. So ist der Baum, der vor einem der neu gebauten Wohnhäuser steht, nicht nur ein Baum. Als Teil des neuen Stadtbildes steht er für erhöhte Lebensqualität, für Offenheit und gesundheitliches und soziales Wohlbefinden. Er steht für einen Ort, an dem man gerne ist, an dem man gerne wohnt, an dem man gerne und innovativ arbeitet.

Damit ist er zugleich Gegenbild zu dem, was hier einmal war: Die Gleise des Bahnhof Essen Nord in unmittelbarer Nähe zur Gusstahlfabrik Friedrich Krupp AG. Das Arbeiterviertel Segeroth zwischen Bahnhof Nord, dem Güterbahnhof Segeroth und der Zeche Victoria Mathias. Ruß, Lärm, viele Menschen auf engem Raum. Waffenproduktion, Kriegswirtschaft, und dann die im Zweiten Weltkrieg zerbombte Fläche.

Das alles ist der Baum nicht. Er ist umfassende Transformation: Das Industriezeitalter geht zu Ende oder verlagert sich in andere Teile der Welt. An Stelle von Stahl und Kohle tritt das Bemühen um ‚saubere‘ Industrie und Technologie. Das Wort der Stunde, die Innovation, richtet sich also auf das, was die Industrialisierung hinterlassen hat: eine Lücke im wirtschaftlichen Gefüge und ein Klima, dem Städte baulich begegnen müssen, um unerträgliche Hitze und zerstörerische Überschwemmungen zu vermeiden. Und so ist der Baum auch das: Ein Regenwassertrinker und Schattenspender, ein Bestandteil von Biodiversität und ein CO₂-Speicher. Und damit ein potenzieller Anziehungspunkt für hochqualifizierte Arbeitskräfte aus dem In- und Ausland, die in der Grünen Mitte wohnen und in einem der nahegelegenen Unternehmen arbeiten.



*Baum vor einem Wohnhaus
in der Grünen Mitte*

Stahlzeit

Als Alfred Krupp die Manufaktur seines Vaters in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts Schritt für Schritt zum größten Privatunternehmen Deutschlands ausbaute, wären die Worte der Stunde vermutlich Fortschritt und Nation gewesen. 1871 vereinigten sich die deutschen Einzelstaaten unter der Führung Preußens nach den sogenannten Einigungskriegen gegen Österreich und Frankreich zum ersten Mal zum Bundesstaat. Mit diesem Staat sah Alfred Krupp das Schicksal seines Unternehmens aufs Engste verbunden. Er wollte als Unternehmer unentbehrlich für die Entwicklung des Landes werden – was gut für den Staat, und gut für das Unternehmen sein sollte.

In politischen Kreisen sah man die ökonomische Macht der Industrielken an der Ruhr zwar skeptisch. Grundsätzlich entsprach das Denken von Krupp aber dem der politischen Führung. Kaiser Wilhelm verkündete 1902:

„Das neue Jahrhundert wird beherrscht durch die Wissenschaft, inbegriffen die Technik, und nicht wie das vorige, durch die Philosophie. Dem müssen wir entsprechen. Groß ist der Deutsche in seiner wissenschaftlichen Forschung, groß in seiner Organisations- und Disziplinfähigkeit.“¹

¹ Harold James: Krupp S. 75

Das 19. Jahrhundert endete in einer Materialschlacht. Kapital, Technik und Menschen, die im Verlauf des 18. und 19. Jahrhunderts ‚angesammelt‘ worden waren, wurden aufgefahren und gegeneinandergeworfen, im Versuch der Staaten und Imperien Europas, ihre politische Macht und ihre geographischen Einflussphären zu erweitern. Die großen Männer und Frauen, deren ‚Genie‘ Wohlstand und Entwicklung schuf, haben sich von anderen großen und kleinen Männern und Frauen einspannen lassen, die sowohl von Konkurrenz um Macht und Ressourcen, als auch vom heiligen Ernst des Nationalismus angetrieben wurden.

Bei all dem spielte die Philosophie vielleicht eine größere Rolle, als Kaiser Wilhelm vermutete. Seit dem 15. Jahrhundert beschäftigten sich Rechtsgelehrte, Theologen und Philosophen mit der Frage, ob die Aneignung von Land und Ressourcen anderer Kontinente, von der auch Krupp profitierte, rechtmäßig sei oder nicht (siehe Seite 32). Und auch die Vorstellung von Produktivität und Wohlstand, die das 18. und 19. Jahrhundert antrieb, wurde wesentlich von Denkern des 17., 18. und 19. Jahrhunderts mitgeprägt. Bis dahin galt die Natur als göttliche Schöpfung, die ihren Reichtum dem Menschen zur Verfügung stellt. Mit den Erkenntnissen der Naturwissenschaften wurde die Natur jedoch Stück für Stück aus der göttlichen Ordnung herausgelöst. Sie wurde zur bloßen Ressource, die vom Menschen beherrscht und produktiv gemacht wird. Und so werden Technik und Wissenschaft in der Moderne zur eigentlichen Vollendung des göttlichen Werkes. In den Worten von Alfreds wissenschaftsbegeistertem Sohn, Friedrich Alfred:

„Gott [...] ist viel zu hoch und gewaltig, als dass wir es wagen könnten [...], uns einen Begriff von ihm zu machen. [...] Das ist aber unwiderruflich, dass jeder Fortschritt in der Wissenschaft [...] ein weiterer Baustein ist zur Begründung des Wesens Gottes.“²

Je stärker sich die Menschen jedoch über ihre Freiheit und Vernunft definierten und je größer der Anspruch und das Bemühen wurden, die äußere Umwelt selbst zu gestalten, desto schwerer ließ sich die krasse materielle Ungleichheit rechtfertigen, die insbesondere mit der Kolonialisierung Amerikas, Afrikas und Asiens auch innerhalb Europas weiter und weiter wuchs. Die große Frage, die viele Denker*innen des 19. Jahrhunderts beschäftigte, war deshalb, welche Prinzipien in einer Gesellschaft gelten sollen, um deren Mitgliedern materielle Unabhängigkeit und politische Freiheit zu garantieren.

² Harold James: Krupp S. 103



Radweg RS1

Zukunftswege

Materielle Unabhängigkeit und politische Freiheit können sehr unterschiedlich gedacht werden. Manche verstehen darunter vor allem individuellen materiellen Wohlstand und individuelle Freiheiten. Andere weisen darauf hin, dass die Konzentration auf individuelle Freiheiten auf einem Irrtum beruht: Jeder Mensch ist auf Leistungen anderer und auf ‚Leistungen‘ der Natur angewiesen. Diese Leistungen kaufen zu können, ohne sich darum zu sorgen, wie und von wem sie erbracht werden, mag ein Gefühl von Unabhängigkeit erzeugen. Tatsächlich besteht die faktische Abhängigkeit aber weiter. Denn je mehr Ressourcen in Waren verwandelt werden, die individuell erworben werden können, desto weniger stehen diese Ressourcen anderen zur Verfügung. Damit schwindet der Teil der Welt, der gemeinsam bewirtschaftet und genutzt werden kann und der Teil, der einigen wenigen gehört, wird größer. Und damit wächst auch die Abhängigkeit von diesen wenigen Menschen und den Entscheidungen, die sie über ihr Eigentum treffen.

Wem sollen also wichtige Ressourcen gehören? Wem soll die Stadt gehören? Und wozu sollen Ressourcen und Stadt genutzt werden?

WEM GEHÖRT DIE STADT?

DER PARK DER GRÜNEN MITTE WIRD GEMEINSAM GENUTZT. GESTALTET UND GEBAUT WURDE DAS AREAL ALLERDINGS VON PRIVATWIRTSCHAFTLICHEN AKTEUREN.



Spielplatz der Grünen Mitte

Die Grüne Mitte gehört zu einer ganzen Reihe von Quartiersentwicklungsprojekten, mit denen die Stadt Essen sich als attraktiver Wirtschaftsstandort und Wohnort präsentieren möchte. Dabei fallen zwei Besonderheiten ins Auge: Erstens machen es die großen ehemaligen Industrieflächen möglich, große Quartiere von Grund auf neu zu planen. Und zweitens befinden sich diese Quartiere fast ausschließlich im Essener Norden – eben da, wo seit jeher die industriellen Werkstätten angesiedelt waren und mit ihnen die Arbeiter. Das raumplanerische Leitbild der sozialen Stabilität postuliert, dass die Entwicklung der Quartiere möglichst konfliktarm vorstattgehen soll. Sogenannten benachteiligten Quartieren – zu denen auch einige Quartiere des Essener Nordens zählen – wird oftmals soziale Instabilität unterstellt. Dem soll mit unterschiedlichen Maßnahmen der Städtebauförderung begegnet werden: Aufwertung des baulich-räumlichen Umfelds, Verbesserung von Lebenschancen durch bessere soziale Infrastruktur und Angebote, Möglichkeiten positiven sozialen Lernens durch mehr Durchmischung, Aufwertung des Quartiersimages oder auch die Stärkung der Position des Quartiers im lokalen politisch-administrativen System.

Gerade bei der grundlegenden Neuplanung von Quartieren stehen jedoch oftmals wirtschaftliche Interessen im Vordergrund. Trotz aller Bekenntnisse zu einer ‚gesunden sozialen Mischung‘ werden mit dem Wohnungsneubau im Essener Norden und auch den neu geschaffenen Arbeitsmöglichkeiten überwiegend wohlhabende Menschen angesprochen. Beim Wohnen wird dabei auf altbekannte Formen gesetzt, die sich am Privateigentümer und an der Kleinfamilie orientieren.

Das sah in Essen bis vor 200 Jahren tatsächlich noch sehr anders aus: Um 1800 gehörten viele Flächen in der Stadt und um sie herum zur sogenannten Allmende, waren also Gemeineigentum der Essener Bürger. Viele Aufgaben innerhalb der Stadt wurden gemeinschaftlich von Nachbarschaftsverbänden organisiert. Heute wirbt das ebenfalls für den Essener Norden geplante Quartiersentwicklungsprojekt ESSEN 51 damit, dass im geplanten Gemeinschaftsgarten eigenes Gemüse angebaut werden kann. Was früher auf den Gemeindeflächen selbstverständlich und insbesondere für diejenigen überlebenswichtig war, die keine größeren Einnahmequellen hatten, soll heute wiederbelebt werden – von einem privaten Unternehmen, dem die Stadt Essen eine Brache von 52 Hektar zur Neugestaltung überlassen hat.

Wie könnten Quartiere aussehen, die nicht nur dem Klimawandel begegnen wollen, sondern auch innovativ mit bestehender ökonomischer Ungleichheit, dem demographischen Wandel, dem Wandel von Lebensentwürfen und neuen Formen von Gemeinschaft umgehen? Und wem sollten sie gehören? Großen Akteuren mit großen Ideen, oder vielen kleineren, die im Wettstreit die besten Lösungen aushandeln?

EW, MK

VON GRAU ZU GRÜN UNIVERSITÄTSVIERTEL



DIE GRÜNE MITTE ESSEN LIEGT AN DER SEGEROTH-STRASSE – ‚SEGEROTH‘ HIESS DAS VIERTEL NÖRDLICH DER GRÜNEN MITTE, IN DEM HEUTE DER CAMPUS DER UNIVERSITÄT DUISBURG-ESSEN LIEGT.

Seit Mitte des 19. Jahrhunderts bis nach dem zweiten Weltkrieg lebten hier, eingeklemmt zwischen Stahlfabrik und Zechen, Arbeiter und ihre Familien (siehe Seite 26-27). Während der beiden Weltkriege wurden die Zechen und Werkstätten, in denen unter anderem Waffen gefertigt wurden, zur kriegsrelevanten Infrastruktur. Ende des zweiten Weltkrieges wurden sie deshalb fast vollständig zerbombt – und mit ihnen die Wohnhäuser der Arbeiter.

Viele der Arbeiter waren Anhänger sozialistischer und kommunistischer Parteien. Das Segeroth war eines der wenigen Arbeiterviertel, in dem die Kommunistische Partei Deutschlands 1933 als stärkste Kraft vor Hitlers Nationalsozialistischer Deutscher Arbeiterpartei lag. Diese starke politische Prägung des Viertels, die in bürgerlichen und industriellen Kreisen mehrheitlich als Bedrohung wahrgenommen wurde, war ein Grund dafür, dass in den 1960er Jahren die restlichen Arbeiterhäuser abgerissen und manche Teile des Geländes bis in die 2010er Jahre nicht neu bebaut wurden.

1972 wurde da, wo vorher Arbeiterhäuser standen, die Gesamthochschule Essen eröffnet. Man konnte dort sowohl mit der Fachhochschulreife als auch mit Abitur studieren, unterschiedliche Studiengänge sollten miteinander verbunden und unter einem Dach angeboten werden. Anfang der 2000er Jahre wurde dieses Reformprojekt aufgegeben – alle Gesamthochschulen in NRW wurden zu Universitäten umgewandelt und die Hochschulen Duisburg und Essen zusammengelegt. Das zweite ‚Reformprojekt‘, das mit dem Bau der ehemaligen Gesamthochschule verfolgt wurde, war die langfristige Umgestaltung des Essener Nordens. Die für die Ruhrstädte typische Zweiteilung in den wohlhabend-bürgerlichen Süden und den weniger wohlhabend-nicht-bürgerlichen Norden sollte mit dem Bau der Hochschule sowie den im Viertel verteilten Studierendenwohnheimen abgeschwächt werden. Und so heißt das Viertel, dessen Teil die Grüne Mitte ist, nicht mehr Segeroth- und Arbeiterviertel, sondern Universitätsviertel. Gearbeitet wird hier natürlich immer noch, nur auf andere Weise und unter sehr anderen Bedingungen.

*Hörsaalgebäude
der Universität, alte
Schlote der Zeche
Victoria Mathias
im Hintergrund*



Wie anders gearbeitet wird, und wie sehr sich der städtische Raum verändert hat, in dem heute die Grüne Mitte liegt, lässt sich vielleicht am besten an der Geschichte der RWE-Firmenzentrale zeigen. 1898 gründete Hugo Stinnes auf dem Gelände der Zeche Victoria Mathias, deren Eigentümer er war, die Rheinisch-Westfälischen Elektrizitätswerke. Die RWE AG und ihr Produkt, die Elektrizität, brachten Essen viel Wohlstand, ließ die Stadt aber auch Jahrzehntelang im Nebel der Industrieabgase versinken (siehe Seite 28-31). Die Zeche Victoria Mathias, deren Ruß, Lärm und Gestank den Essener Norden lange prägten, wurde nach dem Krieg nicht wieder aufgebaut. Dafür kehrte 2020 die Firmenzentrale der RWE an ihren Gründungsort zurück. Heute möchte das Unternehmen hier vor allem nachhaltige Energieversorgung entwickeln. So liegt, auch sprachlich eingefügt in die neue Arbeitswelt, in Sichtweite des Uni-Campus der sogenannte RWE-Campus – ein energieeffizienter Bürokomplex mit grüner Parkanlage und Anbindung an den Radschnellweg Ruhr.

EW

RS1

DIE GRÜNE VERBINDUNGSLINIE



DER RUND 100 KM LANGE RS1
RADSCHNELLWEG RUHR IST EIN
AMBITIONIERTES GEMEINSCHAFTSPROJEKT
DER STÄDTE DUISBURG, MÜLHEIM AN DER RUHR,
ESSEN, GELSENKIRCHEN, BOCHUM, DORTMUND,
UNNA, KAMEN, BERGKAMEN UND HAMM.

Es ist eines von sieben Radschnellwegprojekten in Nordrhein-Westfalen. Die Idee des RS1 entstand 2010 im Rahmen des Kulturhauptstadtjahres, als die Städte des Ruhrgebiets ihre Gemeinsamkeiten neu entdeckten und ihre Weltoffenheit sowie den Zusammenhalt der Bevölkerung zelebrierten. Die mit der Planung des RS1 kommunizierten Ziele stehen vor allem im Zeichen einer nachhaltigen Verkehrs- und Umweltpolitik, die auch beabsichtigt, den Freizeitwert der Region zu erhöhen. Der RS1 soll auch das Image des Ruhrgebiets verbessern und wird deshalb sehr stark beworben. In zahlreichen Broschüren und Machbarkeitsstudien werden viele, auch wirtschaftliche, Vorteile kommuniziert und vorgerechnet. Noch sind weite Teile der Strecke allerdings nicht fertiggestellt. Der Radweg ist somit auch ein Symbol dafür, dass der Strukturwandel im Ruhrgebiet kein Selbstläufer ist und viel Ausdauer, gute Nerven und Kooperationswillen auf zahlreichen Ebenen erfordert.



QR Code zu einem
Filmprojekt über den RS1

MK

UNGEPLANTER ZUZUG UND GETEILTER REICHTUM DAS ÖKOSYSTEM GRÜNE MITTE

Die Grüne Mitte ist in den letzten Jahren zu einem eigenen kleinen Ökosystem geworden. Als letztes kamen die Bachstelzen hinzu. Die mittelkleinen Vögel mit der langen Schwanzfeder und der markanten weißen Kopfzeichnung fangen in schleifenförmigen Flugmanövern die Insekten von der Wiese. Sie sind die einzigen ‚echten‘ Zugvögel, die die Grüne Mitte im Frühjahr besuchen und im Herbst nach Südwesteuropa oder Nordafrika ziehen. Alle anderen, die sich hier niedergelassen haben, bleiben mittlerweile auch im Winter in Mitteleuropa – die Kanada- und die Nilgans, die Teichralle mit ihren grünen Beinen und den langen Krallen, die Stockente und natürlich die Rabenvögel und Tauben. Und ab und an kommt vom Baldeneysee ein Kormoran zum Fischen geflogen und lässt sich dann auf einer Parkleuchte nieder, um sein Gefieder zu trocknen. Die Eier der kleinen Fische, die er im Wasserbecken fängt, haben die Enten aus anderen Teichen zwischen ihren Federn in die Grüne Mitte transportiert.

Die Vögel sind im Sozialgefüge dieses Ortes zu einem nicht unwesentlichen Faktor geworden. In der perfekten Geometrie der Grünen Mitte öffnen sie als ungeplante, unberechenbare Mitbewohner kleine Lücken im Alltag. Und wenn im Frühjahr und Sommer der Gänse- und Entennachwuchs schlüpft, wird er gemeinsam beobachtet und bestaunt.

Das kleine Ökosystem ist, wenn man so will, ein geteilter Reichtum. Denn wo es viele unterschiedliche Vogelarten gibt, da steigt die allgemeine Lebenszufriedenheit – ein Anstieg in der Diversität der Vogelpopulation um zehn Prozent erhöht die Zufriedenheit von Menschen genauso stark, wie ein Anstieg ihres Einkommens um zehn Prozent.



EW

GUSTAV-NACHTIGAL-STR.



B

SEGEROTH



A

STRASSE



D



G



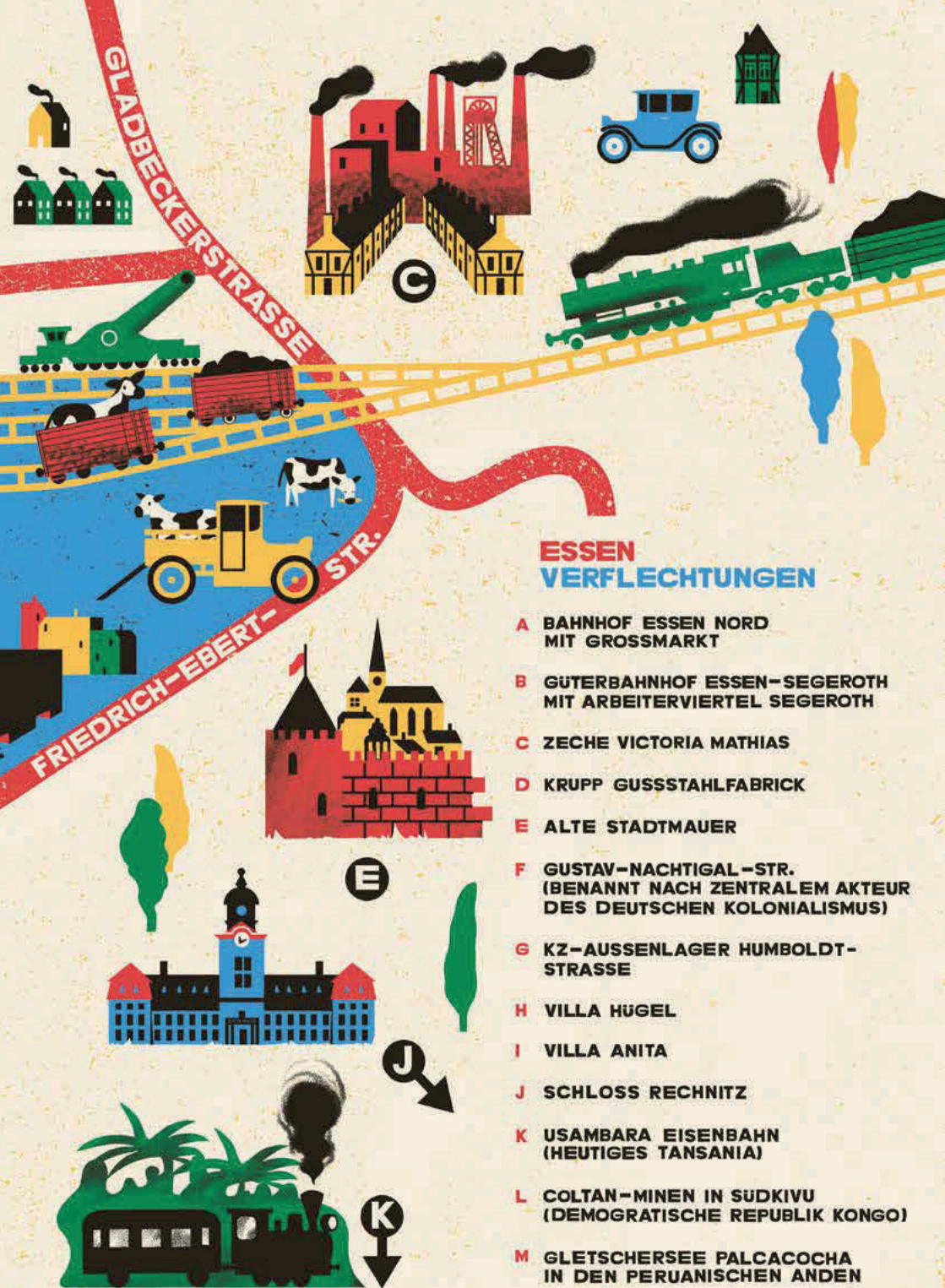
H



M



L



ESSEN VERFLECHTUNGEN

- A** BAHNHOF ESSEN NORD
MIT GROSSMARKT
- B** GÜTERBAHNHOF ESSEN-SEGEROTH
MIT ARBEITERVIERTEL SEGEROTH
- C** ZECHEN VICTORIA MATHIAS
- D** KRUPP GUSSSTAHLFABRIK
- E** ALTE STADTMAUER
- F** GUSTAV-NACHTIGAL-STR.
(BENANNT NACH ZENTRALEM AKTEUR
DES DEUTSCHEN KOLONIALISMUS)
- G** KZ-AUSSENLAGER HUMBOLDT-
STRASSE
- H** VILLA HÜGEL
- I** VILLA ANITA
- J** SCHLOSS RECHNITZ
- K** USAMBARA EISENBAHN
(HEUTIGES TANSANIA)
- L** COLTAN-MINEN IN SÜDKIVU
(DEMOKRATISCHE REPUBLIK KONGO)
- M** GLETSCHERSEE PALCACOCHA
IN DEN PERUANISCHEN ANDEN

VON GRÜN ZU GRAU. DAS ARBEITERVIERTEL

DAS GESAMTE AREAL, AUF DEM SICH HEUTE DIE GRÜNE MITTE BEFINDET, LAG BIS ZU BEGINN DES 19. JAHRHUNDERTS AUSSERHALB DER STADT ESSEN.



Hier erstreckten sich Viehweiden und Sumpfgebiete, im Teich vor der ehemaligen Stadtmauer wurde das Vieh getränkt und die Wäsche gewaschen. In diesen Teich floss die Limbecke, an die heute noch der Limbecker Platz erinnert. Um 1800 lebten in Essen 3.500 Menschen, 55 Pferde, 319 Kühe, 107 Ziegen und 189 Schweine. Die Tiere wurden in Ställen in der Stadt gehalten und die Kühe täglich vom Kuhhirten auf die Wiese getrieben. Mehr als zwei Drittel des Stadtgebietes wurden landwirtschaftlich genutzt. Die Essener Bürger deckten also einen großen Teil ihres Bedarfs an Lebensmitteln selbst, auch wenn sie im Handwerk oder als Kaufleute tätig waren.

Innerhalb von wenigen Jahrzehnten änderte sich dieses Bild vollständig. 1840 wurde im Stadtgebiet in 61 Zechen Kohle gefördert. Bis zur Mitte des Jahrhunderts stieg die Bevölkerungszahl auf 10.000 Bewohner*innen an, 1861 waren es bereits mehr als 20.000. Ein Großteil des Zuzugs ging auf den Arbeitskräftebedarf der Zechen und Stahlwerke zurück. Die Zugezogenen kamen zunächst aus den umliegenden Gegenden, dann vornehmlich aus dem damaligen Ostpreußen. Unter ihnen waren osteuropäische Juden, die den jüdischen Friedhof im ehemaligen Segeroth errichteten, sowie Sinti*zze und Rom*nja.

1866 wurde auf der ehemaligen Kuhweide nördlich des Stadtkerns der Güterbahnhof Essen Nord in Betrieb genommen, zwei Jahre später der Bahnhof Essen-Segeroth. In der gleichen Zeit entstand das in bürgerlichen Kreisen als ‚wilder Norden‘ verrufene Arbeiterviertel Segeroth. Die Wohnhäuser der Arbeiter wurden zum großen Teil vom damals größten Bauunternehmer Piekenbrock gebaut. Sie enthielten auf drei bis fünf Stockwerken vor allem Ein- und Zweiraumwohnungen, in denen neben alleinstehenden Arbeitern auch mehrköpfige Familien lebten. Manche von ihnen nahmen für einen Zuverdienst zudem noch sogenannte ‚Kostgänger‘ auf. Die hygienischen Zustände in den völlig überbelegten und durch Fabrik und Zecken stark verschmutzten Siedlungen waren katastrophal. Für einen 1900 von Piekenbrock errichteten Bau für 13 Haushalte mit 72 Personen waren gerade einmal fünf Toiletten vorgesehen.

1926 wurde südlich des Güterbahnhofs Nord der Großmarkt errichtet. Das Segeroth war damit vollständig zwischen Gussstahlfabrik, Zeche Victoria Mathias und Bahntrasse eingeklemmt und so baulich vom Rest der Stadt abgeriegelt. Nun waren beide Seiten unter sich – die häufig alleinstehenden Arbeiter aus den unterschiedlichsten Regionen Deutschlands und Europas und die alteingesessenen Essener Bürger im Stadtkern.



Um 1800 lebten 3.500 Menschen in ganz Essen – um 1900 lebten 40.000 Personen im Segeroth, das aus wenigen Straßenzügen bestand. Manche von ihnen verschwanden ab 1938: Da das Viertel bis zur Machtergreifung Hitlers eine Hochburg der Kommunistischen Partei Deutschlands war, wurde entsprechend hart gegen die Bewohner*innen vorgegangen. Politische Gegner*innen sowie die hier lebenden Jüdinnen und Juden und Sinti*innen und Rom*nja, die in Teilen auch Anhänger der KPD waren, wurden in Konzentrationslager deportiert, nur wenige überlebten. Ab Kriegsbeginn wurden viele der Männer, die in den Fabriken und Zechen arbeiteten, zum Kriegsdienst eingezogen und mehr und mehr Frauen wurden eingestellt (und nach dem Krieg wieder entlassen). Während des Krieges wurden dann Zwangsarbeiter*innen aus dem Ausland eingesetzt, insbesondere aus den im Osten eroberten Gebieten. 60.000 von ihnen arbeiteten zeitweise in den Krupp-Werken. Wie in anderen Städten Deutschlands auch, waren sie meist in Baracken im Stadtgebiet untergebracht. Die völlig überarbeiteten und insbesondere in den letzten Kriegsjahren bis zum Hungertod unterernährten Zwangsarbeiter*innen waren für die gesamte Stadtbevölkerung sichtbar und häufig deren ausländerfeindlichen Anfeindungen ausgesetzt. Als zum Ende des Zweiten Weltkriegs der Arbeitermangel noch größer wurde, forderte die Firma Krupp für die Arbeit im Stahlwerk 520 jüdische Zwangsarbeiterinnen aus Rumänien an. Sie wurden in einer Außenstelle des Konzentrationslagers Buchenwald an der Humboldtstraße im Süden der Stadt untergebracht.

Für RWE liegen auch über 75 Jahre nach dem Krieg keine Zahlen zu Zwangsarbeiter*innen vor, obwohl Entschädigungszahlungen an ehemalige Zwangsarbeiter*innen entrichtet wurden. Ist es für einen Konzern leichter, sich der öffentlichen Verantwortung zu entziehen, wenn niemand mit seinem Namen dafür steht? Hätte eine Stinnes AG eher öffentlich Farbe bekannt? Viele der historischen Stationen lassen sich auf den Karten des „Historischen Portals der Stadt Essen“ nachverfolgen: <https://geoportal.essen.de/histverein/hipo/>

WEM GEHÖRT DIE STADT?

WASSER, WALD, VILLEN

Wasser

1434 wurde unter der Essener Stadtmauer hindurch eine Leitung aus ausgehöhlten Erlenstämmen verlegt, um frisches Trinkwasser aus einem Staubecken der Limbecke in die Stadt zu leiten. Eine solche „Fernwasserversorgung“ war für eine kleine Stadt, wie Essen sie zu dieser Zeit war, unüblich und auch das Wasser war offenbar von besonders hoher Qualität. Die Stadt wurde nördlich von der Limbecke und südlich von der Berne umflossen, an der mehrere Wassermühlen betrieben wurden. Das Wasser der Flüsse und Staubecken gehörte zur Allmende, war also Gemeineigentum aller Essener. Der Bau der Wasserleitung wurde entsprechend von der Stadt organisiert; für die Nutzung des Wasserzugangs hatte jeder Haushalt eine Gebühr zu entrichten. Als zum Ende des 18. Jahrhunderts die Wassermühlen nach und nach durch Dampfmaschinen ersetzt und die ersten Zechen eröffnet wurden, führte die Limbecke, die nah zur Zeche Victoria Mathias lag, immer weniger Wasser. Die von Hugo Stinnes betriebene Zeche verbrauchte so viel, dass nach und nach alle 141 Brunnen in der Stadt austrockneten. In den 1820er und 1830er Jahren kam es deshalb zu Protesten der Essener Bürger gegen die Schürfarbeiten der Zeche, so dass die Bezirksregierung zwischenzeitlich deren Stopp durchsetzte. In den 1850er Jahren wurden dann hohe Investitionen in die Erneuerung und den Ausbau der Wasserleitungen notwendig. Limbecke und Berne wurden von den Unternehmen als Abwasserkanäle genutzt, so dass das Trinkwasser nun aus der Ruhr kommen sollte. Für den Bau der Ruhrwerke musste die Stadt nach privaten Investoren suchen und die Wasserversorgung fiel aus dem Allmenderecht.



Wald

Essen war jedoch nicht nur von Wasser umgeben, sondern auch von Wald. Wie das Wasser, so gehörte auch der Wald zur Allmende und wurde gemeinschaftlich genutzt. Und wie das Wasser, so verschwand in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts auch der Wald. In der gleichen Zeit, in der die Brunnen in der Stadt austrockneten, wurden die bis dahin gemeinsam besessenen Wald- und Weidegebiete aufgeteilt und in privaten Besitz gegeben. Jeder Bürger der Stadt, der vorher Nutzungsrechte an der Allmende innehatte, erhielt eine Parzelle. Viele der neuen Waldeigentümer fällten ihre Bäume und verkauften sie an die Zechen. Was stehengelassen wurde, litt unter Bergschäden und Luftverschmutzung.

Unter der Verschmutzung litten selbstverständlich auch die Menschen in der Stadt, was im 19. Jahrhundert zu einer interessanten Bewegung führt. Je enger und verschmutzter es im Stadtgebiet wurde, desto wichtiger wurden grüne Erholungsgebiete. 1864 finanzierten Essener Bürger deshalb den Stadtgarten und den Saalbau (die heutige Philharmonie), die südlich des Hauptbahnhofs angelegt wurden. In der Festrede, die von einem Industrievertreter gehalten wurde, hieß es:

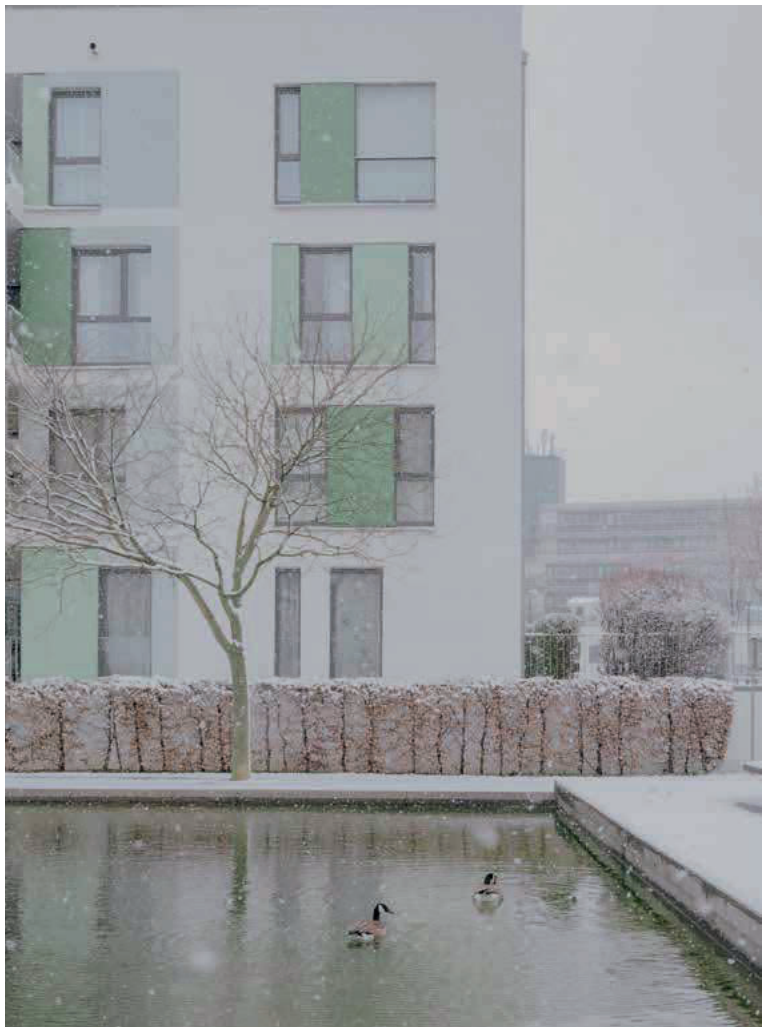
„Das, was die Grundlage der Arbeit, der Geschäfte und des Wohlstands der hiesigen Gegend bildet: der Bergbau und die Eisenindustrie, hat unvermeidlich große Unzulänglichkeiten für die Bevölkerung im Gefolge. [...] Gerade für die Bewohner solcher Städte sind öffentliche Gärten dringendes Bedürfnis, Lungen der Stadt, wie der Engländer sagt.“

Man war sich von Seiten der Industrie also durchaus bewusst, dass ein Ausgleich für die extreme Verschmutzung geschaffen werden musste. Der Stadtgarten war allerdings vornehmlich für die bürgerliche Schicht bestimmt und zu klein, um auch der wachsenden Arbeiterschaft Platz zu bieten. Deshalb wurde zum Ende des 19. Jahrhunderts eine Fläche für einen Stadtwald gesucht. Die Fläche sollte möglichst nah gelegen und außerdem günstig sein. Da aber die meisten Flächen bebaut oder durch Verschmutzung ungeeignet waren, waren die übrigen entsprechend teuer. Und so hieß es 1900 in den ‚Essener Neusten Nachrichten‘:

„Aber in den meisten Städten haben doch die früheren Generationen wenigstens für eines zu Gunsten ihrer Nachkommen gesorgt: für Wald, für größere Areale, die den Bürgern in den engen Stadtmauern zur Erlustigung und Erholung dienen. [...] In dieser Hinsicht hätten die Essener

Stadtväter früherer Jahrzehnte und Jahrhunderte mehr Voraussicht besitzen und betätigen können; sie haben es nicht getan, sondern sie haben vielmehr geeignete Besitzungen [...] veräußert [...]"

Und in einem Leserbrief beklagt ein Arbeiter: „Es steht wohl außer Frage, daß der geplante Stadtwald in erster Linie eine große Wohltat für die Arbeiterbevölkerung Essens ist, für die große Masse, die in engen Wohnungen leben muß. Aber trotzdem hegen wir Arbeiter Befürchtungen, daß unter den Herrn Stadtvätern sich manche befinden, welche den großen Segen eines derartigen Waldes am eigenen Leib nicht zu schätzen wissen, da sie selber große luftige Wohnungen oder Häuser mit Gärten besitzen [...]"



*Wohnhaus der
grünen Mitte*

Villen

Der Unterschied bezüglich der Wohnsituation war tatsächlich beträchtlich. Krupp begann, später als andere Stahlunternehmen, in den 1860er Jahren Werkswohnungen zu bauen und wurde in den folgenden Jahrzehnten zu einem der größten Wohnungsbauer der Stadt. Ein Grund für Krupps Bauaktivitäten war schlicht der fehlende Wohnraum, ein weiterer war die langfristige Bindung insbesondere der qualifizierten Arbeitskräfte an das Unternehmen. Und so war der kruppsche Wohnungsbau von Beginn an nach der unterschiedlichen ‚Wertigkeit‘ der Arbeiter für das Unternehmen und an ihrer Zahlungsfähigkeit ausgerichtet: Die ersten Werkswohnungen wurden für hochqualifizierte Meister gebaut. Für sie entstanden im heutigen Westen der Stadt zehn Häuser mit jeweils vier Zimmern. Ebenfalls im Westen, aber näher zur Fabrik gelegen, entstand dann die erste von Krupp gebaute Arbeitersiedlung. Die meisten der 136 Wohnungen bestanden aus einer 15 qm großen Wohnküche, einem Schlafraum und einer Toilette; neben den alleinstehenden Arbeitern wohnten hier auch mehrköpfige Familien. So entstanden bis in die 1930er Jahre dutzende auf die jeweiligen Mieter ausgerichtete Baracken- und Wohnanlagen, wobei der Wohnstandard vor allem für die oberen Arbeiterschichten immer weiter stieg. Eine Ausnahme bildete die von Margarethe Krupp gestiftete Gartenstadt Margarethenhöhe. Das viele Grün und der private Garten, der sonst den oberen Einkommen vorbehalten war, wurde hier explizit für eine Mischung unterschiedlicher Einkommensschichten erbaut.

1900 lebten über 12% der mehr als 118.000 Essener Einwohner in einer kruppschen Werkswohnung; 25% des Stadtgebiets gehörte Industrieunternehmen. Die Industriellen selbst



zog es allerdings mehr und mehr aus der Stadt hinaus – wer etwas auf sich hielt, kaufte Land außerhalb der Stadt und baute sich eine repräsentative Villa in den Wald. Friedrich Krupp ließ 1870 die Villa Hügel erbauen. Die Villa war offiziell das Repräsentationshaus der Firma und verbrauchte bis zu 15% des Firmengewinns.

August Thyssen erwarb 1903 das Schloss Landsberg und die umliegenden Wälder. Sein ältester Sohn Fritz ließ im englischen Landhausstil die Villa Anita in den Broich-Speldorfer Wald bei Mülheim bauen. Ein Enkel von Hugo Stinnes baute dort, ebenfalls im englischen Stil, das Haus Küchen. Der Broich-Speldorfer Wald wurde so zum Rückzugsort reicher Unternehmerfamilien – und zum Naherholungsgebiet der Mülheimer. August Thyssens jüngster Sohn Heinrich verband mit dem Landkauf noch andere Interessen. Er heiratete eine ungarische Adlige und wurde so zum Baron Thyssen-Bornemisza. Um tatsächlich zum Adel gezählt zu werden, musste man allerdings Gutsbesitzer sein, und so erwarb Heinrich Thyssen das Schloss Rechnitz im Burgenland (damals Ungarn, heute Österreich) sowie die umliegenden Ländereien, auf denen häufig noch Landwirtschaft betrieben wurde. Schloss Rechnitz wurde später zu einem SS-Stützpunkt. 1945 wurde hier von Heinrichs Tochter Margit ein Schlossfest veranstaltet, das in einem Massaker an etwa 200 ungarisch-jüdischen Zwangsarbeiter*innen endete, die vorübergehend im Schloss untergebracht waren.

NAMEN, VERFLOCHTEN



Das Startkapital für das Unternehmen, das Friedrich Krupp 1811 in Essen gründete, kam von seiner Großmutter.

Helene Amalie Krupp hatte das Kolonialwarengeschäft ihres verstorbenen Mannes übernommen und früh in die

Eisenerzeugung und in Kohlezechen investiert. Ihr ältester Sohn verstarb früh und so gab sie die von ihr erworbene Gutehoffnungshütte, die zweitälteste Eisenhütte des Ruhrgebiets, an ihren ältesten Enkel Friedrich. Unterstützt wurde Friedrich von seiner Mutter Petronella, die als Witwe einen Teil der Geschäfte weiterführte und immer wieder als Geldgeberin fungierte. Friedrich war weder mit dem Betrieb der Gutehoffnungshütte erfolgreich, noch mit dem Kolonialwarenhandel, den er nach Helene Amalies Tod 1810 kurzzeitig weiterführte. Beides wurde veräußert, und mit dem Geld aus den Verkäufen baute Friedrich gemeinsam mit zwei Teilhabern die Firma Friedrich Krupp auf.

Krupp arbeitet unablässig an der Verbesserung von Herstellungsverfahren und möglichen neuen Produkten und Verwendungen. Am Ende seines kurzen Lebens hatte er jedoch das gesamte Vermögen seiner Großmutter und viele Kredite weiterer Familienmitglieder aufgebraucht, ohne ein stabiles Geschäftsfeld aufgebaut zu haben. Das gelang erst seiner Frau Therese, die das Unternehmen unter strengem Sparkurs weiterführte. Wie Therese den Gläubigern versicherte, sei mit Friedrichs Tod „das Geheimnis der Bereitung des Gussstahls nicht verloren gegangen“, da der älteste Sohn eingeweiht und schon seit einiger Zeit mit der Leitung der Fabrik betraut sei.³ Alfred Krupp war zu diesem Zeitpunkt 14 Jahre alt.

Alfreds Sohn, Friedrich Alfred Krupp, schrieb seiner Frau Margarethe, er halte es angesichts des „Umfang[s] der Ansprüche, die die oberste Leitung des Werks an den Leitenden stellt, für ausgeschlossen, dass diese Aufgabe einer Frau angesonnen und von ihr gelöst werden kann [...]“. Margarethe selbst hielt sich in diesen Dingen für „eine Gans“.⁴ Die einzige Tochter der beiden, Bertha, wurde mit 16 Jahren zur Alleinerbin, jedoch nie mit der Geschäftsleitung betraut.

Während bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts Frauen, insbesondere Witwen also eine entscheidende Rolle bei der Führung und Finanzierung von Unternehmen spielten, traute das beginnende 20. Jahrhundert ihnen höchstens zu, sich als Stifterinnen um karitative und kulturelle Belange zu kümmern. Diese Veränderung wirkt bis heute fort: Der Name Krupp, der für die Stadt Essen so prägend ist, wird fast ausschließlich mit der Leistung von Männern verbunden. Zwar gibt es die Helenenstraße und die Margarethenhöhe. Durch die veränderte Wahrnehmung der Frau als wohlthätige Stifterin bleibt die eigenständige ökonomische Tätigkeit und Leistung der drei Frauen Helene Amalie, Petronella und Margarethe Krupp (die aus ethischer Sicht in vielen Punkten genauso problematisch war wie die der Männer) aber unsichtbar.

EW

³ Harold James: Krupp S. 75

⁴ Harold James: Krupp S. 75

DIE DEUTSCHE KOLONIALGESELLSCHAFT

DIE DEUTSCHEN KOLONIEN IN ÜBERSEE EXISTIERTEN (JE NACH ZÄHLUNG) ETWA VON 1879 BIS 1920. SIE LAGEN IN GEBIETEN DES HEUTIGEN BURUNDI, CHINA, GABUN, GHANA, KAMERUN, KONGO, NAMIBIA, NIGERIA, PAPUA-NEUGUINEA, RUANDA, TANSANIA, TOGO, TSCHAD, IM WESTPAZIFIK UND DER ZENTRAL-AFRIKANISCHEN REPUBLIK.

Doch der deutsche Kolonialismus beschränkt sich nicht einfach auf diesen Zeitraum und diese Gebiete, denn es gab schon vorher entsprechende Bestrebungen und ebenso nachdem Deutschland seine offiziellen Kolonien im Zuge der Versailler Verträge verloren hatte. Auch zeigen sich Kontinuitäten zwischen der Kolonialpolitik und der Ideologie des ‚Lebensraum Osten‘, die im wilhelminischen Kaiserreich entstand und während des Nationalsozialismus als Rechtfertigung für den Überfall auf die osteuropäischen Länder diente.

Wieso aber gab es gegen Ende des 19. Jahrhunderts einen besonderen Wunsch nach eigenen Kolonien? Einerseits sollte Deutschland nicht als ‚Weltmacht‘ zurückstehen, wo andere Staaten bereits Kolonialreiche besaßen. Zu dieser ideologisch-imaginären Seite gehört auch, dass im 19. Jahrhundert sehr viele Deutsche das Land aus ökonomischen Gründen vor allem in die USA verlassen hatten – was als nationale Kränkung wahrgenommen wurde. Hinzu kam ein nicht zu unterschätzender religiöser Missionseifer. Andererseits aber gab es ganz handfeste Gründe für die Industrie, Kolonien zu wünschen: Durch Kolonien würden nämlich nicht nur Ressourcen gewonnen, sondern auch neue Absatzmärkte für den Export entstehen, etwa beim Bau von Eisenbahnen.

Wichtig für die Untermauerung des Anspruchs auf Kolonien innerhalb der deutschen Gesellschaft waren nun entsprechende Vereine und Verbände. Eine besondere Rolle kam hierbei der Deutschen Kolonialgesellschaft (DKG) zu, die 1887 gegründet wurde. Ihr stellvertretender Präsident war Friedrich Hammacher, der sich vor allem für die Interessen des Ruhrgebiets in den Kolonien einsetzte, das heißt insbesondere für den Bergbau. Ihm zu Ehren wurde etwa 1885 ein Fluss an der Küste Neuguineas benannt und Hammacher ist bis heute Ehrenbürger der Stadt Essen.

Der Vorsitzende der Sektion Essen der DKG war der Verleger Diedrich Baedeker. 1905 fand die Hauptversammlung der DKG in Essen statt, 1908 veröffentlichte Baedeker den propagandistischen Band *„Bilder aus den deutschen Kolonien“*. Die Gesellschaft existierte auch deutlich über das ‚eigentliche‘ deutsche Kolonialreich hinaus. Sie wurde erst 1933 aufgelöst. Von 1931 bis 1933 war der spätere Bundeskanzler und damalige Bürgermeister Kölns Konrad Adenauer ihr Vizepräsident.

Auffällig ist an der Gesellschaft neben dem offensichtlichen Expansionsbestreben der nationalistische Charakter: Zwar hielt die DKG vor allem Gesellschaftsabende mit Vorträgen ab, bei denen die Kolonien vorgestellt wurden, doch standen dabei Fortschrittsglaube und ‚deutsches Wesen‘ im Vordergrund. In einem Rundbrief der Sektion Essen vom 25. April 1929 wird ein ‚Tippfehler‘ in einer vorherigen Veranstaltungskündigung wie folgt korrigiert:

„Wir bitten das Wort ‚Jazzmusik‘ durch ‚Platzmusik‘ zu ersetzen. Es braucht nicht besonders betont zu werden, dass bei einer im besten Sinne des Wortes vaterländischen Veranstaltung [...] ausländische Jazzmusik keinen Raum hat.“

Vielsagend sind auch die Titel von Vortragsabenden wie zum Beispiel ‚Ostraum und Kolonialraum‘ (1. Dezember 1932). So zeigt sich hieran die Verbindung von deutschem Kolonialismus in Übersee und demjenigen nach Osten, wie er etwas später die NS-Politik und den zweiten Weltkrieg kennzeichnen sollte.

LG



*Häuserzeile
an der Grünen Mitte*

„KANN MAN NICHT IRGENDWO SCHAURIGE DETAILS ÜBER MENSCHENQUÄLEREI AUFTREIBEN?“ DIE ANTISKLAVEREI-LOTTERIE ALS TRICK

In den Archivbeständen zur Deutschen Kolonialgesellschaft taucht immer wieder die ‚Antisklaverei-Lotterei‘ auf. Was hat es hiermit auf sich?

Seit der 1885 durch Otto von Bismarck einberufenen Berliner Konferenz wurde von den europäischen Mächten öffentlichkeitswirksam der Kampf gegen die Sklaverei propagiert – faktisch handelte es sich hierbei aber um eine Strategie, um die eigene Macht in Form regelrechter ‚neuer Kreuzzüge‘ gegen den Islam auszubauen. Mit der Rückendeckung des Papstes Leo XIII. wurde zunächst die Sklaverei verurteilt. Reichskanzler Bismarck konnte nun Aufstände in der ostafrikanischen Kolonie als angebliche Revolten islamischer Sklavenhändler darstellen, um so mit Unterstützung der Kirchen den Reichstag dazu zu bringen, Truppen nach Deutsch-Ostafrika zu entsenden. Im Vorfeld dessen soll Bismarck gesagt haben:

„Kann man nicht irgendwo schaurige Details über Menschenquälerei aufreiben?“

Die Deutsche Kolonialgesellschaft lieferte hierzu die entsprechende Propaganda, von Vorträgen bis zu Pressearbeit und Lehrmaterialien für die Schule. Die Kolonialisten Carl Peters (siehe nächste Seite) und Hermann von Wissmann konkurrierten darum, Kampfschiffe auf dem Viktoriasee ausstatten zu können. Um dies zu finanzieren, wurde 1891 das Deutsche Antisklaverei-Komitee gegründet und zum Bau der Schiffe die Antisklaverei-Lotterie organisiert – sie erwirtschaftete zwei Millionen Mark Einnahmen.

Was die deutsche Öffentlichkeit dann jedoch nicht mitbekam, waren die Kriegsverbrechen und Massenmorde, die an (vermeintlichen) Sklavenhändlern, d.h. an der aufständischen ostafrikanischen Bevölkerung verübt wurden. Und auch wenn die Sklaverei offiziell abgeschafft war, waren weiterhin Zwangsarbeit im Deutschen Reich und Träger- und Haussklaven in den Kolonien de facto weiterhin erlaubt.

DIE DEUTSCHE KOLONIALGESELLSCHAFT IN ESSEN UND DIE KRUPPS: EISENBAHNEN IN DIE VERMEINTLICHE ,WILDNIS‘

In der Essener Sektion der Deutschen Kolonialgesellschaft (siehe S. 33) war auch Friedrich Alfred Krupp aktiv. Immer wieder waren Referenten und Mitglieder der Deutschen Kolonialgesellschaft zu Gast auf der Villa Hügel und Krupp pflegte mit manchen Kolonialisten enge Kontakte.



So unterhielt Krupp einen regen Briefverkehr mit seinem Freund, dem Kolonialforscher und Reichskommissar Deutsch-Südwestafrikas Gustav Nachtigal von 1877 bis zum Tod Nachtigals 1885. Ebenso korrespondierte Krupp mit dem Kolonialunternehmer Carl Peters, der wegen seines unfassbar brutalen Umgangs mit der lokalen Bevölkerung Afrikas 1897 schließlich unehrenhaft

aus dem Reichsdienst entlassen wurde. (Noch 1967 schrieb der Essener Stadtchronist Hermann Schröter hierzu nur zwischen Rechtfertigung und beschwichtigendem Tadel: *„Die Strenge, mit der Peters den Eingeborenen gegenübertrat, hatte ihn das erforderliche Maß übertreten lassen.“*)

Neben diversen, mitunter größeren Spenden (etwa 1000 Mark an die Deutsche Schule auf Samoa 1897) stattete Krupp gerade anfangs auch Expeditionen finanziell aus. So etwa diejenige 1886, mit der Karl Jühlke im Auftrag von Carl Peters entlang der Somaliküste mit Waffengewalt Gebiete in die Hand der ‚Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft‘ bringen sollte. Stand dabei zunächst ein nationales Interesse für Krupp im Vordergrund, so ging es bald wie auch überhaupt bei der deutschen Kolonialbewegung um Exporte: Es wurden Flotten und Werften sowie Panzer benötigt, gebaut mit Krupp-Stahl.

Ein besonders ertragreiches Geschäft stellte der Eisenbahnbau dar, bei dem Krupp als Zulieferer fungierte. Der Bau der Usambarabahnen im heutigen Tansania (damals Deutsch-Ostafrika) erwirtschaftete von 1893-1897 rund 14.000 Mark; der Gesamtwert des Geschäfts lag am Ende bei 300.000 Mark inklusive aller mit Lieferung verbundenen Kosten. Besonders am Eisenbahnbau war die Symbolik: Sollte der technische ‚Fortschritt‘ doch den Sieg über die angeblich zivilisationsferne, urwaldartige ‚Wildnis‘ bedeuten.

Die Krupps waren zwar nie im Vorsitz, blieben aber der Deutschen Kolonialgesellschaft treu: Auch Alfred Krupp von Bohlen und Halbach war Mitglied in der Deutschen Kolonialgesellschaft bis zu ihrer Auflösung 1933.

LG

DIE SIGI-PFLANZUNG: KAKAO AUS TANSANIA



Ein gutes Beispiel für die praktische Tätigkeit der Deutschen Kolonialgesellschaft Sektion Essen bietet die ‚Sigi-Pflanzung‘ im heutigen Tansania. 1890 wurde eine Pflanzungsgesellschaft gegründet und der Entschluss gefasst, in Kooperation mit dem Alldeutschen Verband eine Plantage in Deutsch-Ostafrika zu erwerben (im Komitee der Gesellschaft war u.a. August Haniel beteiligt, Krupp hingegen verzichtete; größter Investor war mit 45.000 Mark Georg Krawehl aus Essen). Ab 1894 war die Usambara-Eisenbahn in Betrieb, was das Unterfangen begünstigte, zudem wurde die lokale Bevölkerung als *„friedlich und arbeitsam“* bewertet. Noch 1967 schrieb der damalige Leiter des Stadtarchivs Essen, Hermann Schröter, in geradezu haarsträubend lapidarer Weise hierzu: *„Früher arbeitete man mit Chinesen, aber im Laufe der Zeit hatte sich ein Stamm von Eingeborenen für diesen Zweck als sehr gut verwendbar erwiesen, so daß die 23 großen Pflanzungen des Usambaragebietes, die 1898 von insgesamt zehn Gesellschaften betrieben wurden, fast nur noch Schwarze zur Arbeit heranzogen – manche beschäftigten mehr als tausend [N-Wort].“*⁵ Zwar war Sklaverei offiziell abgeschafft, doch das selbst als historisch einzustufende Zitat verdeutlicht die verdinglichende Sicht auf die nicht-weiße Arbeiterschaft. Eine Sicht, die noch lange nach offiziellem Ende des (deutschen) Kolonialismus fortlebt.

Als 1920 die deutschen Kolonien an die anderen europäischen Mächte übergingen, wurde eine vorgeschobene britische Firma namens „Kwamtili Estates Ltd.“ auf der Insel Jersey gegründet, die de facto über einen treuhänderisch agierenden Notar dann in der Hand der deutschen Investoren blieb (Sigi-GmbH). Angebaut wurde auf den Pflanzungen übrigens zunächst Kaffee, der aber wegen schlechter Erträge und Absatz auf den deutlich besser anbaubaren Kakao umgestellt wurde. Als auch der Anbau von Kakao nicht mehr genug Gewinn einbrachte, stieg Fritz Thyssen mit 50.000 Mark bei der Sigi-GmbH ein – aber vergeblich. Während das ganze Unternehmen nicht mehr rentabel war, wurde nur aus ideologischen Gründen daran festgehalten: So ermutigte das Auswärtige Amt in der Weimarer Republik zum Weitermachen. Erst 1936 kam es dann zur Zwangsversteigerung und 1937 Liquidation der GmbH.

LG

⁵ Diese Broschüre verzichtet auch in Zitaten auf die Reproduktion diskriminierender, rassifizierender Begriffe.

DIE ‚SCHWARZE SCHMACH‘ UND DIE ANTIKOLONIALE ARBEITERSCHAFT



Im Zuge der Niederlage im Ersten Weltkrieg und der Versailler Verträge besetzten die alliierten Truppen Belgiens, Englands und Frankreichs von 1919 bis 1930 das deutsche Rheinland (die sogenannte ‚Rheinlandbesetzung‘). Von 1923 bis 1925 wurde dabei auch das Ruhrgebiet besetzt. Für Frankreich kamen dabei Soldaten aus den Kolonien zum Einsatz – Schwarze Menschen und People of Color, v.a. aus Vietnam, Marokko und Westafrika. In Kupferdreh beispielsweise waren 1923 etwa 400 Kolonialsoldaten stationiert.

Die Rheinlandbesetzung wurde in Deutschland größtenteils als eine Demütigung angesehen. Vor allem gegen die Kolonialtruppen entstand eine rassistisch aufgeladene Kampagne: Der Einsatz von als ‚niederen Rassen‘ angesehenen Menschen wurde als ‚Schwarze Schmach‘ bezeichnet. Den aus den französischen Kolonien stammenden Soldaten wurden ungezügelter Sexualität und Übergriffe auf deutsche Frauen zugeschrieben, was zu einer ‚Rassenschande‘ führe. Diese hochgradig emotional aufgeladene Hetzkampagne setzte sich auch nach dem Abzug der alliierten Truppen 1930 aus Deutschland in der sich immer weiter verstärkenden Rassenideologie fort – die Kinder weißer deutscher Mütter und nicht-weißer Väter aus den Kolonialtruppen wurden erfasst, untersucht und ab 1937 unter strengster Geheimhaltung sterilisiert. Die Kampagne gegen die Kolonialtruppen knüpfte aber auch an den neu aufsteigenden Wunsch nach deutschen Kolonien an. Denn Deutschland hatte nach dem Ersten Weltkrieg alle Kolonien verloren, nun aber wurden auf politischer Ebene wieder Forderungen nach eigenen Kolonien stärker.

Parallel zu den nie aufgegebenen Träumen vom deutschen Kolonialreich gab es jedoch mitunter antikoloniale Bestrebungen, die sich auch mit der Ablehnung der Rheinlandbesetzung verknüpfen konnten: Die französische Besetzung in Deutschland wurde teilweise nämlich als Ausdruck eines abzulehnenden Imperialismus gesehen und – unterstützt von der Sowjetunion – von Arbeiterverbänden kritisiert. So organisierte 1923 der spätere Präsident der Demokratischen Republik Vietnam Ho Chi Min einen Arbeiterkongress gegen den französischen kapitalistischen Imperialismus. Ho Chi Minh lebte damals in Paris und nannte sich Nguyễn Ái Quốc – als Veranstaltungsort des Kongresses war erst Köln geplant, er fand dann aber in Paris statt. Hier entstanden Kontakte zwischen Arbeitern aus dem Ruhrgebiet sowie aus Vietnam, die gleichermaßen bei dem Kongress sprachen.



GUSTAV-NACHTIGAL-STR



Colonialtracks Essen:
<https://essen.colonialtracks.de>

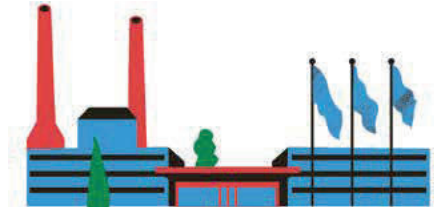
KOLONIALE STRASSENAMEN UND ANDERE ERINNERUNGSORTE

Wie in vielen Städten finden sich auch im Ruhrgebiet und in Essen Straßennamen, die bis heute an Akteure oder Orte des Kolonialismus erinnern. So liegt nur einige Straßenzüge gen Osten von der Grünen Mitte entfernt die ‚Hammacherstraße‘. Sie erinnert an besagten Friedrich Hammacher, den Interessenvertreter des Ruhrgebiets in Sachen kolonialem Bergbau. In Essen Gerschede gibt es neben den beiden an ehemalige deutsche Kolonien erinnernden Straßen ‚Kamerunstr.‘ und ‚Samoastr.‘ außerdem die ‚Gustav-Nachtigal-Str.‘ (ein zentraler Akteur des deutschen Kolonialismus, der u.a. Gouverneur von Deutsch Südwestafrika – dem heutigen Namibia – war).

Im Ruhrgebiet liegen außerdem zum Beispiel die Wissmannstraße (Bottrop), die Lomestraße und Lüderitzallee im sogenannten ‚Kolonialviertel‘ Duisburgs sowie die Lüderitzstraßen in Mülheim und Bottrop: Hermann von Wissmann war Gouverneur von Deutsch-Ostafrika und schlug gewaltsam Aufstände gegen die deutsche Kolonialmacht im heutigen Tansania nieder; Adolf Lüderitz war Großgrundbesitzer im heutigen Namibia, dem damaligen Deutsch-Südwestafrika, wo auch eine Stadt von den Deutschen nach ihm benannt wurde; und Lome ist die Hauptstadt der ehemaligen Kolonie Togo.

Straßennamen gehören zu den ‚Erinnerungsorten‘, an die Erzählungen einer Gruppe oder einer ganzen Bevölkerung anknüpfen und die somit das sogenannte ‚kollektive Gedächtnis‘ als Referenzrahmen individueller Erinnerung strukturieren, auch wenn das nicht bewusst geschehen mag. Hierzu zählen konkrete Gebäude, wie etwa das Baedeker-Haus in Essen, wozu es spannende und wichtige Informationen über die Webseite Colonialtracks Ruhr gibt. Andere Erinnerungsorte sind weiter weg und verweisen doch eng auf das Ruhrgebiet: So hat die der Aktienverein Gutehoffnungshütte in Oberhausen eine Stahlbrücke in Edéa in der ehemaligen deutschen Kolonie Kamerun gebaut, die dort bis heute steht.

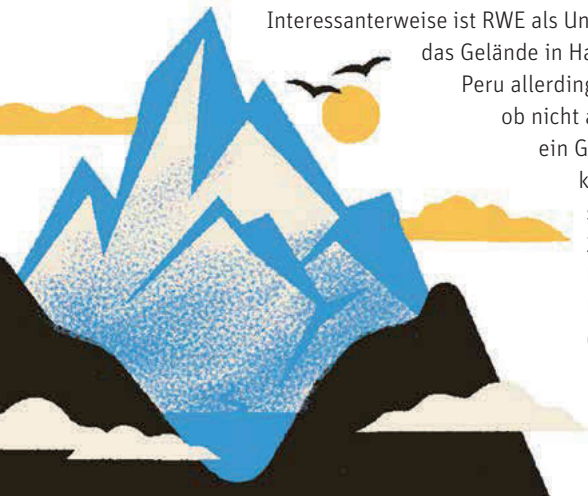
VON HAMBACH BIS PERU



Das Gelände, auf dem einst die Zeche Victoria Mathias stand, beherbergt heute den Campus des Energieriesen RWE. Die Firma bewirbt das Arbeiten in ihrem ‚Headquarter‘ insbesondere mit Verweis auf die Fahrradfreundlichkeit des Unternehmens und Essens nachhaltige, grüne Ausrichtung – und dabei die Nähe zur Grünen Mitte. Anfang 2023 fanden jedoch, wie vielfach medial berichtet, große Demonstrationen gegen den von RWE geplanten Braunkohletagebau und die damit verbundenen Räumungen rund um das Gelände der Gemeinde Hambach (NRW) statt. Auffällig ist hieran das Auseinanderklaffen vom eigenen Image des Konzerns sowie seiner faktischen Unternehmensentscheidungen.

Gegen RWEs eigene Außendarstellung sowie das Geschäftsgebaren richten sich aber nicht nur Protestierende in Deutschland: Der Bauer und Bergführer Saul Luciano Lliuya aus einem Dorf in den peruanischen Anden in der Nähe der Stadt Huaraz hat 2015 eine Klage gegen RWE mit Unterstützung der deutschen NGO Germanwatch eingereicht. Lliuyas Dorf ist nämlich davon bedroht, dass im Zuge des menschengemachten Klimawandels der Gletschensee Palcacocha durch die immer stärker abschmelzenden Andengletscher überlaufen und einen riesigen, gefährlichen Erdbeben auslösen könnte. Dementsprechend lautet die Forderung Lliuyas und seiner Mitstreitenden, RWE solle Schadensersatz zahlen für die Umsiedelung des Dorfes, weil RWE als Unternehmen allein für rund 1% der industriell erzeugten Treibhausgase weltweit verantwortlich sei. Der Fall hätte weltweit Präzedenzcharakter und erregte 2022 erneut großes Aufsehen, weil das Amtsgericht Hamm zu einer Ortsbegehung nach Peru reiste.

Interessanterweise ist RWE als Unternehmen eine sogenannte ‚Rechtsperson‘ – das Gelände in Hambach oder der abschmelzende Gletscher in Peru allerdings nicht. Seit ein paar Jahren wird diskutiert, ob nicht auch beispielsweise ein Fluss, ein Berg oder ein Gletscher eine solche ‚Rechtsperson‘ sein könnten. In manchen Staaten gibt es bereits solche ‚Rechte der Natur‘: In Ecuador wurden 2008 als erstem Land Gesetze festgeschrieben, die den Titel ‚Buen Vivir‘ (‚Gutes Leben‘) bzw. Sumac kawsay in der indigenen Sprache Quechua tragen.



VORSTELLUNGS- WELTEN



Koloniale Projekte europäischer Staaten wären nie möglich gewesen ohne sie begleitende Vorstellungen vom Fremden, die auch bis heute nachwirken. Sie wurden verstärkt und transportiert durch Literatur, Bilder und Filme vom ‚exotischen Anderen‘. Dies betrifft auch das Ruhrgebiet. Die deutsche Anthropologin und Filmemacherin Barbara Keifenheim hat dazu in den 1980er Jahren einen interessanten Gegenentwurf gemacht: Keifenheim hielt sich lange im Amazonasgebiet zwischen Peru und Brasilien bei den zurückgezogen lebenden Huni Kuin auf, einer Gruppe, die sich in bestimmten Zeitabständen vom Kontakt mit der Außenwelt und damit vor allem von der modernen, von Industrienationen geprägten Welt abschottet. Die Huni Kuin leben in enger Beziehung zu ihrer Umwelt, nehmen aber in großen Abständen immer wieder Kontakt mit der Außenwelt auf, weil sie mitunter auf Metalle wie Stahl angewiesen sind, die es bei ihnen nicht gibt. Ihr Rückzug wiederum resultiert daraus, dass ihre Begegnungen mit der Außenwelt – letztlich den weißen Menschen – langfristig immer extrem negative Folgen für sie hatten: nämlich Ausbeutung und Mord.

Nachdem Keifenheim das Vertrauen der Huni Kuin erworben hatte, war es ihr gestattet, deren Leben aufzuzeichnen. Keifenheim jedoch wendete den Blick auch auf das vermeintlich Eigene und hielt fest, wie die Huni Kuin wiederum von ihr mitgebrachte Filme über das Leben und Arbeiten im Ruhrgebiet kommentierten – vor allem über die industrielle Produktion von Stahl. Diese Bilder verwirrten die Huni Kuin nicht. Vielmehr hätten sie all dies – so die Aussage – in schamanischen Ritualen und spirituellen Visionen bereits gesehen. Für die Huni Kuin findet Sehen niemals in Distanz statt. Wer etwas sieht, ist mit etwas verbunden – und wer mit etwas verbunden ist, kann es gewissermaßen auch sehen. So verbindet das Metall, dass die Huni Kuin etwa für ihre Speerspitzen benutzen, den Amazonas und das Ruhrgebiet.

Was wäre, wenn wir in ähnlicher Weise eine Vorstellung davon zulassen würden, dass wir von den Dingen, die wir sehen, nicht distanziert und getrennt sind? Etwa von den Regionen, aus denen die seltenen Erze in unseren Smartphones stammen?

Der Regisseur Daniel Kötter hat 2021 in Kooperation mit PACT Zollverein (Essen) eine Installation und einen Film realisiert, bei dem Zuschauende mit VR-Brillen den Spuren der Extraktion von Ressourcen folgen: Dem Abbau von Coltan unter widrigsten, für Mensch und Umwelt hochgradig schädlichen Bedingungen im südlichen Kongo sowie dem Wasser, welches das nunmehr nicht mehr der Kohleförderung dienende Ruhrgebiet überfluten würde, wenn es nicht ständig abgepumpt würde.

LG

Autor*innen

EW= Eva Weiler

LG = Leon Gabriel

MK= Michael Kolocek

Quellen

Archivbestand (Korrespondenzen und Zeitungsberichte), Historisches Archiv Krupp, Alfried Krupp von Bohlen und Halbach-Stiftung, Villa Hügel, Essen.

Marco Althaus: „Falsches Spiel um Afrika“, in: politik & kommunikation, Dezember 2011/Januar 2012, S. 32-33.

Simone Dix: Die Thyssens. Familie und Vermögen, Paderborn: Ferdinand Schöningh 2016.

Thomas Dupke: „Die Wahrnehmung des Waldes in einer Industriegesellschaft. Dargestellt am Beispiel Essen im 19. und frühen 20. Jahrhundert“, in: Historischer Verein für Stadt und Stift Essen (Hg.): Essener Beiträge 129, Essen: Klartext Verlag 2017, S. 65-90.

Christian Eiden: „Wasser für Essen. Von der Kaupenleitung zur Wasserindustrie“, in: Historischer Verein für Stadt und Stift Essen (Hg.): Essener Beiträge 121, Essen: Klartext Verlag 2008, S. 253-284.

Michael Farrenkopf/Stefan Przigoda: „Deutscher Auslandsbergbau im 19. und 20. Jahrhundert“, in: Heinz Peter Brogiato/Matthias Röschner (Hg.): Koloniale Spuren in den Archiven der Leibniz-Gesellschaft, Halle: mdv 2020, S. 108-127.

Karola Frings: „Essen: aus dem ‚roten‘ Segeroth ins KZ“, in: Karola Frings, Ulrich F. Opfermann (Hg.): Zigeunerverfolgung im Rheinland und in Westfalen 1933-1945, Paderborn: Ferdinand Schöningh 2012, S. 151-155.

Albert Gouaffo/Stefanie Michels (Hg.): Koloniale Verbindungen – transkulturelle Erinnerungstopografien. Das Rheinland in Deutschland und das Grasland Kameruns, Bielefeld: transcript 2019.

Heinrich Theodor Grütter/Ingo Wuttke/Andreas Zolper (Hg.): Hände weg vom Ruhrgebiet! Die Ruhrbesetzung 1923 – 1925. Katalogbuch zur gleichnamigen Ausstellung im Ruhr Museum, Essen vom 12.1.-27.8.2023, Essen: Klartext 2023.

Ulrich van der Heyden (Hg.): Kolonialismus hierzulande: eine Spurensuche in Deutschland, Erfurt: Sutton 2007.

Harold James: Krupp. Deutsche Legende und globales Unternehmen, München: Beck 2011.

Michael A. Kanther: „Zur Geschichte der Wohnungswirtschaft des Krupp-Konzerns und der Krupp-Siedlungen im Ruhrgebiet von 1861 bis zum Beginn der ‚Stahlkrise‘ 1975“, in: Historischer Verein für Stadt und Stift Essen (Hg.): Essener Beiträge 120, Essen: Klartext Verlag 2007, S. 129-206.

Nina Kleinöder: „Eine rheinische Schwebebahn in Afrika. Rheinisch-westfälische Zulieferer im deutschen Kolonialbahnbau“, in: Marianne Bechhaus-Gerst/Stefanie Michels/Fabian Fechner (Hg.): Nordrhein-Westfalen und der Imperialismus. Berlin: Metropol 2022, S. 90-109.

Stefanie Michels: „Anti-Imperialismus an Rhein und Ruhr in der Weimarer Republik“, in: Marianne Bechhaus-Gerst/Stefanie Michels/Fabian Fechner (Hg.): Nordrhein-Westfalen und der Imperialismus. Berlin: Metropol 2022, S. 417-437.

Bradley Naranch & Geoff Eley (Hg.): German Colonialism in a Global Age (Politics, history, and culture), Durham: Duke University Press 2020.

Hermann Schröter: „Essen und die Kolonialfrage. Gründung und Geschichte der Sigipflanzung in Deutsch-Ostafrika“, in: Tradition: Zeitschrift für Firmengeschichte und Unternehmerbiographie, 12. Jahrg., H. 5, Oktober 1967, S. 526-542.

Erhard Schüttpelz: „Gute Projektion“, 17. November 2021, <https://protokult.de/blog/gute-projektion/> [Zugriff am 19.03.2023]

Stremmel, Ralf: Die Rote Ruhr-Armee in Essen. Neue Aspekte eines Bürgerkrieges, Münster: Aschendorff 2020.

Anna Lowenhaupt Tsing: Der Pilz am Ende der Welt. Über das Leben in den Ruinen des Kapitalismus. Berlin: Matthes & Seitz 2018.

Jürgen Zimmerer (Hg.): Kein Platz an der Sonne. Erinnerungsorte der deutschen Kolonialgeschichte, bpb: Bonn 2013.

„Die Broich-Speldorfer Wald- und Gartenstadt“, https://www.muelheim-ruhr.de/cms/die_broich-speldorfer_wald_und_gartenstadt.html [Zugriff am 31.5.2023]

„Entwicklung des Bahnhofs Essen Nord“, https://lowa.lima-city.de/lowa2/download/PDF/lens/Essen-Nord_Entstehung_bis_80er.pdf [Zugriff am 31.5.2023]

Colonialtracks Essen, <https://essen.colonialtracks.de> [Zugriff am 19.03.2023]

Historisches Portal der Stadt Essen, <https://geoportal.essen.de/histverein/hipo/> [Zugriff am 19.03.2023]

Naua Huni (Dokumentarfilm), BRD 1986, 62 Min., R.: Barbara Keifenheim, Patrick Deshayes.

Water & Coltan (360°-Dokumentarfilm), BRD/DR Kongo 2021, 52 Min., R.: Daniel Kötter mit Yasmine Bisimwa, Olande Byamungu and Christian Muhigwa.

Hinweise zu den Autor*innen

Eva Weiler

ist Philosophin an der Universität Duisburg-Essen. Sie beschäftigt sich mit unterschiedlichen Formen des Eigentums und ihren Auswirkungen auf politische Gemeinwesen und die Bewirtschaftung natürlicher Ressourcen.

Leon Gabriel

ist Theater- und Medienwissenschaftler an der Ruhr-Universität Bochum. Er arbeitet zu Fragen der Darstellungspolitik, dem Nachleben von (kolonialer) Gewalt und räumlichen Künsten.

Michael Kolocek

ist Stadtentwicklungsforscher. Er forscht in den Themenfeldern Wohnen, Gemeinschaftseigentum und Informalität.

Nils Bennemann

ist Historiker und forscht zur Kartographie- und Rechtsgeschichte.

Impressum

Herausgeber:	Eva Weiler, Leon Gabriel, Michael Kolocek, Nils Bennemann
Redaktion:	Eva Weiler, Leon Gabriel, Nils Bennemann
Text:	Leon Gabriel, Michael Kolocek, Eva Weiler
Illustration:	www.golden-cosmos.com
Bildnachweise:	Maximilian Mann, Fabian Ritter
Gestaltung, Satz:	www.quantumdesign.de
Erscheinungsdatum:	Oktober 2023
Lizenzierung:	CC BY-NC-ND 4.0 (https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/)

Die Broschüren der AG „Glokale Verflechtungen im Ruhrgebiet“ als PDF



„Grüne Mitte Essen. Räume, Ressourcen, Verflechtungen“
<http://hdl.handle.net/2003/42127>



„Kaffee und Kratzeis Dortmund:
Dortmunder Kioske im Kontext der Globalisierung“
<http://hdl.handle.net/2003/42126>

In der Global Young Faculty treffen sich herausragende Nachwuchswissenschaftler*innen der Metropole Ruhr, um in interdisziplinären Arbeitsgruppen Themen von gemeinsamem Interesse zu bearbeiten. Das Netzwerk ist eine Initiative der Stiftung Mercator in Zusammenarbeit mit der Universitätsallianz Ruhr (UA Ruhr) und wird vom Mercator Research Center Ruhr (MERCUR) in Essen koordiniert.